



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Blum, Hans: Fritz Reuter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

waltigen Stadt — die Sehnsucht nach der Natur! Morgen soll es von hinten gehn und wenn es Abend wird, ist es stille ringsum; nicht mehr das wogende Volk sondern die wogende Fluth rauscht dann um uns am lago maggiore und der fesselnde Lärm einer Weltstadt wird zur unvermerkt mondbeglänzten Idylle.

Fritz Reuter.

Mit Lächerwehen und Freudenrufen zogen oder fuhren bisher die zahllosen Verehrer Fritz Reuter's an seiner lieblichen Villa am Eingange des Marienthales vorüber, wenn sie Eisenach besuchten. Selbst der an Eisenach vorbeifliegende „gebildete“ Eisenbahnreisende versäumte nie, den Mitpassagieren, mit richtiger oder unrichtiger Armdeutung zuzurufen: „Hier wohnt Fritz Reuter!“ Nun ruht Fritz Reuter in thüringischer Erde.

Raum zwanzig Jahre sind vergangen, seitdem die ersten Dichtungen Fritz Reuter's im Druck erschienen. Und Jahre lang wurden die „Käuschen un Rimels“ nur von den plattdeutschen Landsleuten des Dichters gelesen. Auch „Kein Hüsung“, „Hanne Nüte“, „Schurr Murr“ u. s. w., auf welche heute die deutsche Literatur mit Recht stolz ist, sind außerhalb der plattdeutschen Sprachgrenze allgemein gelesen und gewürdigt worden, erst nachdem das brillante erzählende Talent, der einzige Humor des Dichters in den „Ollen Kamellen“ sich entfaltet, und die Aufmerksamkeit aller Länder, in denen die deutsche Zunge klingt, auf den bis dahin nur der Polizei der „Demagogenriecher“ bekannten Namen Fritz Reuter gelenkt hatte.

In dem kurzen Zeitraum, der seit der Ausbreitung seines Ruhmes bis zu seinem Tode verflossen, ist es Fritz Reuter gelungen, sich zum Lieblingserzähler des deutschen Volkes zu machen. Dieser ungeheure Erfolg ist um so wunderbarer, als Reuter Dialektschriftsteller, und obendrein plattdeutscher Dialektschriftsteller war, d. h. einen Dialekt schrieb, der von allen deutschen Dialekten die geringste Verbreitung besitzt, und selbst in der norddeutschen Ebene wenig Meilen von seinem Sitze schwer verstanden wird, geschweige denn im süddeutschen Gebirgsland, in den Gauen der fränkischen, schwäbischen und allemannischen Zunge. Und dennoch trauert heute der ganze deutsche Süden, mit derselben Innigkeit und Wehmuth um Reuter's Heimgang, wie der Norden und seine mecklenburgische Heimat.

Der Grund dieses außerordentlichen Erfolges ist einfach: Fritz Reuter war ein echter Dichter, von unvergleichlicher Innigkeit des Gemüthes, von einer humoristischen Begabung, die so urwüchsig, lauter, und formlos in

der Literatur aller Völker und Zeiten ihres Gleichen suchen dürfte, und die um so bedeutendere Wirkung hervorbringen mußte, als der Humor bei Reuter hervorbrang aus einer in ihrem innersten Grunde ernstern und tiefen Seele. Keinem modernen deutschen Schriftsteller ist es so gelungen, wie ihm in „Rein Hüsung“ und am Anfang der „Stromtid“ die ganze Größe des menschlichen Elendes und menschlichen Kummers so ergreifend zu schildern, in wenigen, scheinbar durchaus realistischen Strichen, die aber die innersten Herzenswinkel der Unglücklichen uns bloßlegen. Und mit keinem Andern als mit ihm können wir mit solchem Behagen andauernd heiter sein, und immer von neuem wieder in die heiterste Stimmung gerathen, so oft wir seine Dichtungen von neuem lesen. Das sind die Erfolge eines gottbegnadeten Dichters, dessen Name und Nachwirkung in den Herzen unsres Volkes nie erlöschen werden.

Sie werden nie erlöschen, vor Allem weil die Dichtung und der Humor Reuter's von einer nationalen Bedeutung sind, die bisher von Allen empfunden oder geahnt, von Wenigen mit Bewußtsein erkannt wurde.

Nichts scheint dieser Annahme mehr zu widersprechen, als der Dialekt Fritz Reuter's, die Wahl der Stoffe und des Schauplatzes seiner Dichtungen. Ueberall scheinbar die engste Grenze des Horizontes, namentlich des politischen, bei allen handelnden Personen. Der Dialekt schon bietet ein gewaltiges Hemmniß für die Erweiterung des Gesichtskreises denjenigen, die auf den Dialekt als einzige Form der Mittheilung angewiesen sind. In geistvoller Weise hat Julian Schmidt in seiner Abhandlung über Fritz Reuter*) diese Eigenthümlichkeit der Dialektsprache dargethan. Denn wie eine seit Jahrhunderten gewordene, aber auch durch Jahrhunderte unveränderte Insel steht der Dialekt inmitten des lebendigen Stroms der Schriftsprache des gesammten Volkes. Abgeschlossen für immer in längstvergangenen Tagen, unberührt von dem gewaltigen literarischen Schaffen auf dem Boden der allgemeinen Schrift- und Volkssprache, steht die Gausprache der Heimathsgenossen, die wir Dialekt nennen. Das ist so unleugbar richtig, daß auch Fritz Reuter, der in höherem Maße noch als Hebel und Jeremias Gotthelf seinem mecklenburgischen und vorpommerschen Platt-Deutsch die innigsten Naturlaute der deutschen Volkseele abzugewinnen wußte, doch jedesmal gezwungen ist, zum Hochdeutschen zu greifen, wenn er oder seine Helden die bewegenden Ideen der modernen Zeit vortragen. Es ist daher auch keine willkürliche Laune des Dichters, sondern echt poetische Intuition dieses Verhältnisses, daß die meisten Mecklenburger, die er uns vorführt, auch dann gleichsam die Scholle ihres Landes an den Stiefeln mit sich tragen, und keineswegs aus ihrem heimischen Gesichts-

*) Neue Bilder aus dem geistigen Leben, 1873 Duncker und Humblot.
Grenzboten III. 1874.

kreis herauszutreten vermögen, wenn sie Reisen unternehmen, um Berlin, das übrige Deutschland oder noch entlegenere Gegenden aufzusuchen. —

Und trotzdem ist Fritz Reuter's Dichtung vom edelsten nationalen Geiste getränkt, von der größten nationalen Bedeutung.

Man kann dieses Lob auf jede seiner Dichtungen anwenden, seine nationale Tendenz bei Allem, was er schrieb, schrittweise, wie es zu Papier und zum Druck kam, verfolgen. Hier soll, mit Rücksicht auf den Raum, nur an einigen, auch solchen dem nationalen Gedanken scheinbar entlegensten seiner Werke, die Richtigkeit dieser Behauptung erwiesen werden.

Es ist zweifellos, daß Fritz Reuter, bei seiner grundbescheidenen, der öffentlichen Meinung und Kritik gegenüber fast zaghaften Natur, bei den ersten Werken, die er veröffentlichte, lediglich auf den Beifall seiner engeren Landsleute hoffte. Er mochte diese Hoffnung mit Grund darauf bauen, daß er die wahrhaft trostlosen sozialen und im weiteren Sinne auch politischen Zustände seiner Heimat durchaus wahrheitsgetreu und deshalb eben so ergreifend zu schildern unternommen hatte. Aber wir würden seiner poetischen Anlage und Gerechtigkeitsliebe Unrecht thun, wenn wir annehmen wollten, daß diese desolante Schilderung, wie sie z. B. in „Rein Hüsung“ uns entgegentritt, ihm Selbstzweck gewesen sei. Die poetische Versöhnung und Gerechtigkeit ist vielmehr darin zu finden, daß Reuter sich über den tiefen Schatten der heimatischen Gegenwart, die er darstellte, lebendig und mächtig wirkend dachte jenes gewaltige und herrliche Licht der Einheit des ganzen deutschen Vaterlandes, der er in preussischen und mecklenburgischen Kerker sieben Jahre seines Lebens zum Opfer gebracht hatte, und die mit einem Male aufräumen würde mit jenen Thorheiten, gegen die in Mecklenburg allein die Götter selbst vergebens gekämpft haben würden. Daß diese Hoffnung seiner besten Jahre ihn nicht betrogen, hat der Abend seines Lebens ihn gelehrt. —

Ebenso verhält es sich mit den Stoffen, mit der Absicht seiner größeren Romane. Bei der „Franzosenzeit“ ist die patriotische Tendenz mit Händen zu greifen. Und es ist kein Zufall, daß dieses Werk Reuter's zuerst seinem Ruhm in ganz Deutschland Bahn brach. Man wird unter den Schriften, die in volksthümlicher Weise sich auf die Mittheilung der eigenen Erinnerungen der Verfasser an die Franzosenzeit beschränken, nicht viele finden, die von so guter deutscher Gesinnung getragen sind, wie Reuter's Buch. Dasselbe gilt von „Ut mine Festungstid“. Es gehörte schon Reuter's Genius dazu, sich überhaupt an diesen Stoff zu wagen, dem Leser das höchste Interesse abzugewinnen für einen Gegenstand, der scheinbar nur die Negation aller Abwechslung und Unterhaltung bietet. Aber in dieser meisterhaften künstlerischen Beherrschung und Belebung eines scheinbar völlig unpoetischen Stoffes liegt nicht der höchste Werth dieser Dichtung, sondern dieser besteht hier, wie bei so manchem andern

Werke Reuter's — z. B. auch in „Dorchläuchting“ — in der vollendeten Kunst des Dichters, und das ideale Gegenbild der verkehrten Wirklichkeit gerade dadurch besonders nahe zu führen, daß die Wirklichkeit in ihren kleinsten Details mit einer gradezu lächerlichen Greifbarkeit und Deutlichkeit vorgestellt wird. Das ideale Gegenbild jener Mikrokosmen aber, deren Schilderung Reuter scheinbar seinen ganzen liebevollen Fleiß und sein größtes Behagen zuwendet, ist eben nichts anderes als die nationale Idee. Aus der ganzen „Festungstid“, im Roman, wie in der häßlichen Wirklichkeit jener unseeligen Tage der „Demagogenriechelei“ erhebt sich von selbst auf jedem Blatte, an jedem Tage der ganzen Epoche, die schmerz erfüllte Frage: was hatten diese Jünglinge anders verbrochen, als daß sie ihr Vaterland zu lieb hatten? Daß sie den Traum der Einheit und Freiheit Deutschlands, für welchen die deutsche Jugend in den Freiheitskriegen geblutet, wachend weiter träumten, als die deutschen Dynasten seiner längst vergessen hatten? Man kann den furchtbaren Druck jener Tage, die heiße Sehnsucht nach tiefgreifender Wandlung, die in allen edeln Naturen sich regte, so daß jedes Opfer im Dienste der nationalen Sache gering erschien, nicht ergreifender ausdrücken, als Reuter selbst in dem Wilde am Schlusse der „Festungstid“, wo er, der gereifte Mann aus dem Kerker tritt, in einem Alter, wo alle Genossen seiner Jugend längst in Amt und Würden sind, und er zu eigen nichts besitzt als einen „lütten“ Hund, den er auffordert, ihm am Scheideweg der Heimath und der Zukunft den Weg zu zeigen. — Auch die „Stromtid“, unstreitig Reuter's bedeutendste Schöpfung, ist erfüllt von nationalem Geiste. Jeder wird hier zunächst daran denken, daß das Jahr 1848, das „tolle“, das große Jahr unsrer Väter, eine so bedeutende Rolle in der „Stromtid“ spielt, so entscheidend auch auf den Gang der Handlung und die Schicksalswendung der Helden einwirkt. Aber des Dichters wahre patriotische Meinung ist durch die Einführung und den Verlauf der großen deutschen Erhebung im Jahre 1848 doch nicht dargelegt. Sonst müßte die Idee jenes Jahres, die Einheit durch die Volkssouveränität, im Stande sein, auch alle Conflict des Romans zu lösen und das befriedete Ende der Erzählung herbeiführen. Das ist aber so wenig der Fall, daß Reuter im Gegentheil vorzugsweise die komischen Seiten des tollen Jahres in der „Stromtid“ schildert, namentlich die unendliche Komik der damaligen „Volkredner“ gewöhnlichen Schlages, die mit ebenso großer Grandezza als Platttheit und politischer Unreife die Verwaltung der höchsten Güter Europas antraten. Das Debüt Unkel Bräsig's auf diesem Gebiete über das Thema: „die allgemeine Armuth kommt von der allgemeinen Poverté“ darf hierfür als mustergültiges Paradigma gelten. Die wahre Tendenz des Romans in politischer Hinsicht ist vielmehr unzweifelhaft darin zu suchen, daß Reuter die Helden seiner „Stromtid“ nicht verkümmern läßt bei dem Niedergang aller

nationalen Hoffnungen, der zu Ende der revolutionären Erhebung unsres Volkes eintrat, sondern in ihnen Menschen schildert, die warten und werben können um die große Erfüllung der Verheißungen seines deutschen Jugendtraumes, die ihm die letzten Jahre seines Lebens, nach Goethe's schönem Wort, in Fülle bescheerten. —

Was der Deutsche leiden konnte in den Jahren der tiefsten Erniedrigung unsres nationalen Lebens, hat Neuter gelitten. Was der deutsche Mann hoffen und erstreben konnte als das edelste Ziel der Zukunft, hat er in seinen Thaten und Werken als sein Ziel bekant. Was der deutsche Patriot an Erfüllung seiner Jugendhoffnungen im letzten Jahrzehnt verwirklicht sehen konnte in der einigen Größe, Unabhängigkeit und Freiheit seines Vaterlandes, hat Fritz Neuter noch geschaut vor seinem Ende.

So möge ihm die thüringische Erde leicht sein, über die sein Fuß in den glücklichsten Tagen seines Lebens gewandelt ist!

Hans Blum.

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 19. Juli.

Welch' ein Sommer! Sengend heiß lag seit Wochen der Sonnenbrand über den breiten, staubigen Straßen der Hauptstadt und aus der Tiefe stieg der unholde Pesthauch, der den Unglückseligen, die an diese Scholle gebannt sind, den Athem benimmt. Schmachkend harrten wir der sternklaren Nachtzeit, um im lustigen Garten bei kühlem Trank der beschaulichen Ruhe zu pflegen. In dem frohen Bewußtsein, daß die hohe Politik bei uns ihren Sommerschlaf begonnen, erging sich die Seele in behaglichen Träumen. Ohne sonderliche Erregung betrachteten wir die Händel der Franzosen; kaum daß wir die wechselnden Gerüchte über eine Begegnung zwischen unserm Kaiser und dem König von Baiern mit einigem Interesse verfolgten. Da traf wie eine Bombe in unser Stillleben die Kunde von dem Rißfingerverbrechen. Im Nu hatte sich das Antlitz Berlins verändert. In den Kaffee- und Bierhäusern, an den öffentlichen Plätzen drängte man sich, das Neueste zu erfahren, Schreck und Freude zugleich malten sich auf allen Gesichtern, unter den Linden, in der Kaisergalerie, überall wurde mit einer Lebhaftigkeit politisirt, als ständen wir auf dem Höhepunkte der politischen Saison. Heute ist die erste Aufregung gewichen, aber die volle Ruhe der Gemüther kehrt in diesem Sommer schwerlich zurück. Zu tief ist die öffentliche Meinung von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Ereigniß von Rißfingen in seinen Folgen eine entscheidungsvolle Bedeutung gewinnen muß. Der 13. Juli ist ein